

(Nachdruck verboten.)

31]

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

Und noch mehr falsche Thaler tauchten auf, hier und da. In Supperath und Karf, in Oberfail und Spang-Dahlem, in Manderscheid und Bettenfeld, in Oberöfflingen und Niederöfflingen, in Stattfeld und Daun; die ganze Gegend war verseucht.

Zu der ersten Zeit lief fast jeden Tag ein neues Gerücht ein; bald sollte da eine ganze Falschmünzerbande aufgehoben worden sein, bald waren die falschen Thaler von Holland über die Grenze gekommen, bald von Frankreich. Die Weiber von Eifelschmitt hatten so viel zu erzählen, daß sie gar nicht mehr zu ihrer Arbeit kamen; sie bramten vor Neugier und Aufregung, und Pittchen stand mitten unter ihnen auf der Gasse und schürte den Brand.

Seine Erzählungen überboten noch alle andren; es war ein ganzes Gewebe von Lügen, was er sich in seinen schlaflosen Nächten aussann und den Dummen über den Kopf warf. In guten Stunden frohlockte er — waren die alle einfältig! Aber es kamen auch böse Stunden, in denen packte ihn die Angst am Schopf und drückte ihm die Kehle zu.

Er traute sich nicht, etwas auszugeben, auch nicht, beim Krummscheidt etwas zu borgen; der hatte so wie so jetzt nichts hergeliehen, der sprach immer von „Verhungern“. In den Wirtschaftern konnte Pittchen auch nicht sitzen; in die allerentlegensten, im fernsten Waldwinkel versteckteste Schänke war die Kunde von den falschen Thalern gedrungen. Schmalhaus war wieder eingekehrt in Differts Hütte, und zwar so plötzlich, daß Zeiß sich nicht in den jähen Wandel finden konnte. Was half es dem Peter, daß er ihr täglich beteuerte: es sei alles alle geworden. Sie glaubte ihm nicht; so viel Geld konnte ja gar nicht alle werden.

Sie lag ihm in den Ohren Tag und Nacht und quälte ihn und bettelte um Geld und weinte; an was sie früher gar nicht gedacht, das brauchte sie jetzt zur allerdringendsten Notdurft.

Und wenn er zur Tina kam, dann tribulierte auch die ihn. Was würde die gucken, wenn er auf einmal sagte: „Geh haon te Guld mieh!“ Er fürchtete sich vor ihren schlaunen Blicken und ihrer Spürnase.

Und Spürnasen waren die Weiber alle; sie verfolgten ihn auf Schritt und Tritt, sie hefteten sich an seine Fersen, hängten sich ihm an und zogen ihn nieder wie Bleigewichte. Er spielte den Kranken, da kamen sie in seine Hütte und brachten ihm Suppen. Und Thee mußte er trinken und Latwergen schlucken, höllischen Mischmasch von allerhand Blattzeug und Gewurzel, und Einreibungen und Umschläge mußte er probieren von Schneidenspeichel und gekautem Brot.

Da er sie so nicht los wurde, that er böse und schnollte besonders mit der Tina. Aber je mehr er sich ablehrte, desto mehr raunten sie ihm nach, und die Tina kam ganz frech zu ihm am helllichten Mittag.

Kraun war die weg, machte ihm die Zeiß einen Skandal — also dafür mußte sie hungern, daß er mit dem Mensch, der Tina, das Geld verpraßte! Bitterlich weinend rang sie die Hände: „O, ach arm Dier! Wären esch nor dud, esch on det Josephche! Mir sein ganz verlaos, mir haon niemand, dän for ons sorgt!“

Ihr Jammern that ihm in der Seele weh; sie war doch immer noch die Beste, hatte ihm nie ein schiefes Maul gezogen, und wenn sie jetzt klagte, wahrhaftig, sie hatte ganz recht. Zerknirscht versprach er ihr ein buntes Tuch, wie er der Tina eines von der Wittlicher Messe mitgebracht, und dem Josephchen einen Zuckerkringel; auf den Sonntag verhiess er sogar ein Stück Fleisch in den Topf. Selbst ganz gerührt, wuschte er ihr die Thränen von den Wangen, innerer wieder strich er ihr mit zitternder Hand übers Gesicht; sein Herz war wie entzwei geschnitten, ganz auseinander in einem schmerzhaften, seltsam öden, fahenjäumerlichen Gefühl.

Er wußte nicht mehr ans noch ein; in gräßlicher Ungewißheit und qualvoller Uneuthschlossenheit verrannen ihm die Tage.

Während dessen säufligten sich draußen die erregten Gemüther, das Geschwätz von den falschen Thalern war schon nicht mehr das einzige, bald wurde der gewohnte Alltagsklatsch wieder aufgenommen und verdrängte das bis dahin herrschende Gespräch. Zudem rückte Peter und Paul näher, bald kamen die Männer; die Weiber besaunen sich auf ihre Pflicht. Hütten wurden geweißt, Tische, Schemel, Töpfe und Bänke gekehrt, Wäsche gewaschen, helle Kleider gesteift und in der Kirche für glückliche Heimkehr gebetet. Auch die Zeiß wurde still.

Pittchen atmete auf; in der gestimmungen Ruhe und bei dem Mangel an geistigen Getränken erholten sich seine erschütterten Nerven. Er hatte nun doch wieder einige Spannkraft, etwas von der alten Elastizität; dabei kitzelte ihn eine gewisse Schadenfreude, den gar so Dummen ein Schnippchen zu schlagen.

Vorsichtig ließ er seine Augen um und umgehen — nichts Verdächtigtes! Wer würde es merken, wenn er mal wieder einen wandern ließ? Sie bramten ihn ordentlich in der Lajche.

Er besuchte das Kreuz auf dem Kirchhof und saß lange auf dem steinernen Sockel.

Merkwürdig, so spöttisch der Peter früher gewesen, so fromm war er jetzt. Seit dem vergangenen Herbst ging er fleißig zur Kirche und lag oft vor dem Bild der Himmelskönigin auf den Knien; sie war seine Schutzpatronin.

Aud wie er sich einmal in abergläubischer Ehen den Seger des Himmels durch eine Gutthat erlauft, so that er auch diesmal. Die heilige Jungfrau würde ihm lächeln.

Wohlgemut pfeisend, die Hände in den Hosentaschen, schlenderte Pittchen heute wieder herum. Mit besonderer Zuorkommenheit grüßte er den Oberkailer Gendarm, der mit blinkenden Knöpfen, in Helm und Sonntagsuniform das Dorf passierte.

Der Oberkailer wanderte zu seinem Vorgesetzten nach Wittlich, um dort Bericht zu erstatten. Sein dienstliches Notizbuch im Busen war vollgeproppert mit allem möglichen Unwesentlichen, in der Hauptsache konnte er nur melden: „Nichts Neues vorgefallen, alles ruhig.“

Mit einem höhnischen Grinsen sah Pittchen ihm nach.

Es war eine kolossale Hitze. Die Straße lief wie ein blendendes Band hin, in weißlichen Staub gehüllt; kein Gräschen am Rain, kein Blatt am Baum rührte sich. Die Mittagssonne sog mit gieriger Blut jeden Tropfen Flüssigkeit aus dem Körper.

Kein Wunder, daß der wohlbeleibte Oberkailer, stöhnend, einen Augenblick im Schatten der großen Bäume vor der Eichelhütte anhielt und sich verschauensend die enge Halsbinde lockerte. Dankbar nahm er den kühlen Trunk Bittburger Bier an, den ihm Herr Schmitz zum Fenster heraus kredenzte.

„No, wohin dann?“ fragte neugierig der Alte.

„Nach Wittlich zum Obergendarm — bei der Bullenhigel Berlwäntz Thalerjeschichte!“

„Kostansend — wat — wo?“ Schmitz rih die zwinkern den Neuglein weit auf und rollte sie hin und her. „Haben Se wat auf 'n Kieker?“

„Z bewahre!“ Kergerlich preßte der Gendarm den Gurt seines Seitengewehrs tiefer herunter. „Laufenest diese Eifel Reinelweg nicht los, am besten man verschliese die ganze Zeit.“

„Oha!“ Der Alte machte ein wichtiges Gesicht. — „Sagen Se dat nit! Ich sage Ihnen“ — er dämpfte die lante Stimme zum Flüstern und wies mit dem Daumen zurück gen Eifelschmitt — „da is't nit gesener! Seien Sie auf'n Quibive!“

„Wissen wir längst, wissen wir ja längst.“ sagte der andre abweisend. „Denken Sie dem, werter Herr Schmitz, die Polizei hat keene Augen im Koppe? Ne, Jott sei Dank, so helle sind wir auch noch! Der Obergendarm hat längst die Meldung nach Trier abjegeben; seit der olle Krummscheidt die elf falschen — Donnerwetter!“ ... Er schlug sich auf den Mund ... „Na entre nam, Sie werden ja nicht davon verlauten lassen! Auf Eifelschmitt liegt ein Verdacht und zwar auf den Eifelschmitt Männern; die steden da unten in den Fabriken, mitten zwischen den Werkzeugen“

und all dem Krenpel, und dann sind sie jedenfalls Socialdemokraten, und die" . . . er sprack aus. "Sehen Sie, die Kerle sind die Attentäter, die Weiber in Eisenschmitt machen die Fehler. Aber warte man! Weitgehende Reherchen sind sofort in den Fabrikdistrikten anjestellt. Ja!"

"Wat Sie schlau sind," sagte pfiffig schmunzelnd der Alte. "Ja, die Preuzen! Die Berlinerch besonders, die hören et Fras wachen! Ich würd' nu viel eher auf den Schlosser, den Mißfert, en Verdacht haben. Dat is en schlau Luder un en geschickten Kerl. Da war neulich sein Frau bei mer und hat sich wat Feld jeborgt. Von dem Momang, wo hier der Rumor wejen dem falschen Thaler loszejangen is, rückt der Kerl nij mehreraus. Is Ihnen dat nit sehr verdächtigt?"

"Nanu? Hahaha!" Der Gendarm amüßierte sich köstlich; da sah man doch wieder, wie die Dummheit sämtlichen Eislern angeboren war! "Mein werter Herr Schmitz, haha, da sind Sie nett reinjefallen mit Ihrer Schlaueit! Der Mißfert — haha! Den kenne ich wie meine Tasche, der is das dümmste Luder, was existiert. Ne ne, haha! — Na, morgen!"

Kopfschüttelnd sah der Alte ihm nach, „Grünschnabel,“ brummte er ziemlich respektlos und schlug das Fenster zu. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sein Schatten.

Skizze von G. Maca sh.

An einem heißen Sommernachmittag saß er auf einer Bank im Stadipark, von der er zugleich die Ringstraße und das Publikum des Parks überblicken konnte.

Als er sich erheben wollte, fiel ihm sein Schatten auf, der sich von der Bank ausdehnte und über den Kiesweg hinüberglitt. Bei den letzten Tischen, die vor dem Café im Freien standen, verlor er sich.

Wie seltsam. Bisher hatte er noch niemals seinen Schatten bemerkt, hatte überhaupt nicht daran gedacht, daß er einen Schatten besitze. Um so wunderlicher wurde ihm jetzt zu Mute. Er setzte sich wieder nieder, und gehorsam schrumpfte der Schatten zusammen und blieb als unbeweglicher Knäuel vor der Bank zu seinen Füßen liegen. Sobald er aber den Oberkörper ein wenig aufrichtete, verlängerte sich der Schatten um das doppelte und nahm die ganze Breite des Weges ein. Das kam ihm so seltsam vor, daß er laut aufschrien mußte. Nun lebte er sechzig Jahre und bemerkte im Alter zum erstenmal seinen Schatten. Sechzig Jahre lief er neben ihm her, ohne daß er sich bestimmen konnte, ihn je gesehen zu haben.

Gegen seine Gewohnheit blieb er länger sitzen. Die Entdeckung seines Schattens vergnügte ihn. Bald bemerkte er, wie sich der Schatten langsam in die Länge zog, als die Sonne tiefer zwischen den Bäumen niederjank.

Dann fing er an zu experimentieren. Er beugte sich abwechselnd vor und zurück und suchte seine Bewegungen so genau zu berechnen, daß der Kopf des Schattens zu den Füßen einer jungen Frau zu liegen kam, die gegenüber saß und Kaffee trank. Sie bemerkte es nicht und er ließ den Kopf langsam hinauf gleiten, bis er ganz in den Falten ihres Kleides verschwand.

Gleich darauf entdeckte er etwas Neues. Als er sich aufrichtete und den Schatten über den Weg huschen ließ, kam ein kleiner Junge mit feinem Reifen einhergerannt. Die plötzliche Bewegung des Schattens machte ihn stuhig; vielleicht glaubte er, es habe sich ein Wallen über den Weg geschoben. Einen Augenblick hielt er so inne, dann aber lachte er und rannte weiter. Das amüßierte den alten Mann. Er nahm sich vor, von nun an hier und da eines der Kinder mit seinem Schatten zu erschrecken. Das war ja nichts Schlimmes.

Der Schatten aber war länger und länger geworden. Eben wollte er den Versuch machen, den Kopf des Schattens durch eine kunstvolle Wiegung des Oberkörpers bis zum Ausgangsthor zu schieben — da setzte sich ein Arbeiter auf das andre Ende der Bank.

Wütend erhob sich der alte Mann, machte einige halbblante Bemerkungen über Frechheit und verließ den Park. Es war ihm, als hätte ihn jemand bei einer wichtigen Erfindung gestört.

Auf dem Heimweg sah er anfangs stets seinen Schatten vor sich und freute sich darüber wie ein Kind. Dann mußte er in Seitengassen einbiegen, welche die Sonne nicht mehr erreichte. Das empörte ihn.

Der Gedanke an seinen Schatten ließ ihn nicht mehr los. Sein Schatten erschien ihm als ein lebendiges Wesen, das getreu neben ihm herlief, aber beinahe unabhängig von ihm war. Die Sonne konnte es erschaffen und vernichten. Bald war das geheimnisvolle Wesen groß und breit, bald war es lang und schmal. Bald bewegte es sich mit Blitzeschnelle ein Stück fort, bald blieb es träge und unbeweglich liegen. Und doch war es ihm stets gehorsam und war gleichsam sein Diener. Die geringste Bewegung genügte, ihm Leben zu geben.

Sein Gehorsam hatte sogar etwas Lächerliches, Affenartiges: Jeder Mund, jede Bewegung des Körpers kopierte es; ins Groteske verzerrt. Seine plötzliche, schnelle Beweglichkeit war unheimlich und unnatürlich. Lautlos und gespenstig huschte es über ungeheure Strecken, verschwand in einem Augenblick, tauchte jäh und unerwartet wieder auf, ging bald vorne, bald rückwärts an den Fuß seines Herrn geheset und war ein nie müder, nie zu fassender Begleiter, den keine Macht der Erde verdrängen konnte, dem kein Fels zu steil, kein Abgrund zu tief war und der kein Hindernis kannte.

Von diesem Tag an liebte der alte Mann, der keinen Freund besaß, seinen Schatten: er wurde ihm Freund und Spielzeug und der Vertraute all seiner stillen Gedanken. Er richtete es sich so ein, daß er seinen Schatten möglichst lange im Tage genießen konnte. Er ließ die Rouleaus seines Fensters nicht mehr herab, damit die Sonne zu jeder Zeit hereinjchein konnte. Auf seinen Spaziergängen aber achtete er darauf, daß sein Schatten stets vor ihm herging.

Im Caféhause setzte er sich der Hitze zum Trotz in die Sonne und liebäugelte mit seinem Schatten und experimentierte mit ihm. Er ließ die Nase oder den Zeigefinger des Schattens in die Kaffeeschale des Nachbarn tauchen und freute sich darüber, wenn jener ahnungslos seinen Kaffee trank. Oder die Hand des Schattens tanzte in die Tasche eines Ueberziehers hinein. Dann sagte er vor sich hin:

"Willst Du das wohl lassen? Nun stichst der Kerl. Schämst Du Dich denn nicht? Wenn es ein Bachmann sieht, arretiert er Dich und dann muß ich auch mit."

Wenn der Sonnenstand günstig war, berührte der Mund des Schattens auch oft die Wange der Kaffeerin, die hinter dem Büfett saß. Dann schaute er lächelnd hinüber und sagte bei sich:

"Diese Unverschämtheit! Auf seine alten Tage wird er wieder verliebt. Loh doch das Fräulein in Ruhe, Du Schuft! Siehst Du nicht, daß sie die Zuderwürfeln zählen muß?"

Dann kroch der Schatten gehorsam durch die Reihen der Gäste und legte sich am Fenster in die Sonne. Die Leute wunderten sich oft, wenn der alte Mann ohne alle Ursache vergnügt umherblüete oder lächelte.

Bald aber wurde der Schatten für den alten Mann eine Quelle steter Sorge und Aufregung. Sobald er das Bett verließ, war sein erstes Geschäft, den Stand des Wetters zu untersuchen. An trübem, bewölkten Morgen bemächtigte sich seiner eine seltsame Unruhe und Bangigkeit, die sich steigerte, je geringer die Aussicht auf Sonnenschein wurde. Bei lange anhaltendem Regen aber wurde er fast krank. Fortwährend trat er zum Fenster und stellte Verjuche an, ob die Helligkeit nicht wenigstens so groß sei, daß man eine schwache Spur des Schattens sehen konnte.

War er im Freien und hielt gerade eine vertrauliche Unterredung mit seinem Schatten, während die Sonne hinter die Wollen trat, so geriet er in namenlose Wut. Einmal schrie er laut in die Höhe: "Was ist das für eine Gemeinheit! Wollt Ihr sie wieder durchlassen — Ihr schwarzen Hunde?"

Sein ganzes Leben hatte er sich nach seinem Schatten eingerichtet, den er zu allen Tageszeiten, sobald es schön war, spazieren führte. Jeder seiner Gedanken ging in der Sorge um den Schatten auf. Er verschaffte ihm jedes Vergnügen, das er erjumen konnte, und führte ihn überall dorthin, wo er vermutete, daß der Schatten sich amüsieren werde. In der ganzen Umgebung Wiens machte er Ausflüge mit ihm und vermied nur die Schluchten des Wiener Waldes und die Ausläufer der Alpen, weil da zu wenig Sonne war.

Damit kaufte er seinem Schatten neue moderne Hüte, die ihn besonders gut kleideten, und einen schönen Ueberzieher, der bis zu den Knöcheln hinabreichte und in dem der Schatten sehr vollkommen und behäbig ausjah.

Eines Tages wurde er krank und mußte sich zu Bett legen. Von diesem Augenblick an konnte er sich nicht mehr mit seinem Schatten beschäftigen. Nach acht Tagen hatte sich die Aufregung in ihm bis zur wahnjinnigen Angst gesteigert: er bildete sich ein, daß sein Schatten an der Abzehrung leide und am Verlöschen sei. Sein einziger Gedanke war, möglichst bald in die Sonne zu gehen, um seinem Schatten neue Nahrung zuzuführen. Aber dazu mußte er auf die Straße: in dieser Jahreszeit kam keine Sonne zu seinen Fenstern.

Endlich hielt er es nicht mehr aus. Trotzdem ihm der Arzt auf das strengste verboten hatte, das Bett zu verlassen, schickte er am nächsten sonnenhellern Sonntagmorgen seine Haushälterin in die Kirche und kleidete sich an, um wenigstens eine Viertelstunde ins Freie zu kommen. Mühsam kroch er die Treppe hinab und zitterte vor Freude, nach so langer Zeit wieder seinen Schatten zu sehen.

Im Hausthor befiel ihn eine heftige Schwäche. Er lehnte sich eine Weile gegen die Mauer und versuchte sein unseliges Geschick, das ihn seinen Schatten erst am Ende des Lebens kennen lernen ließ. Dann raffte er sich auf und machte noch einige Schritte auf das Hausthor zu.

Grinsend überblickte er die Straße.

Wenn es ihm gelang, das jenseitige Trottoir zu erreichen, so bekam sein Schatten Sonne. Er hatte noch etwa fünfzehn Schritte. Und dann wollte er gleich umkehren.

Aber unter dem Hausthor befiel ihn eine neue Ohnmacht.

Diesmal brach er zusammen.

Die Leute liefen herbei, um ihn aufzurichten — er war tot. —

Kleines Reuiletton.

Ueber prähistorische Gewichte sprach Prof. Lindemann in der „Münchener Anthropologischen Gesellschaft“. Durch die Studien über prähistorische Polyeder und Zahlzeichen ergab es sich, so führte er nach einem Bericht der „M. Allg. Ztg.“ aus, daß in den prähistorischen Sammlungen eine Reihe von Gewichten sich befinden. Die Zeichen auf einem Teile der Gewichte stimmen teils direkt, teils wenigstens durch das Princip ihrer Bildung mit den altägyptischen, hieratischen und demotischen Zahlzeichen überein. Auf einem Gewichte vom Monte Soffa wurden die Urtypen der etruskischen und damit der späteren römischen Zahlzeichen erkannt. Ueber die mit Zahlzeichen versehenen Gewichte kam hinsichtlich der Wichtigkeit der Zweckbestimmung kein Zweifel herrschen; dagegen sind eine Reihe von Gegenständen, die offenbar als Gewichte dienten, bisher falsch bestimmt worden. Es sind das in erster Linie abgestumpfte Terracotta-Pyramiden, die alle nahe dem oberen Rande durchbohrt und bisher meist als Webstuhlgewichte angesehen wurden. Der Rand der Durchbohrung ist teilweise ganz scharf, so daß eine Verwendung als Webstuhlgewichte ausgeschlossen erscheint, außerdem konnte Professor Lindemann in der Durchbohrung einer solchen Pyramide im Museo civico zu Rovereto Holzreste nachweisen, was für deren Verwendung als Gewichte spricht. Auch ähnliche Formen aus Stein und an der Luft getrocknetem Thon kommen vor. Die ringförmigen Gewichte sind teils aus Thon, teils aus Stein, sie wurden bald für Unterfüße, für Gefäße, bald für Keulenköpfe gehalten. Hierher gehören ferner die sogenannten Reib- und Wählsteine. Die Gewichte lassen sich auf die verschiedenen im Altertum, speciell in Aegypten und Babylonien gebrauchten Gewichtseinheiten zurückführen. Die Zeichen auf den Gewichten sind teils Zahlzeichen, teils Nichtzeichen, wie ein Blatt, dessen Rand mehrfach gezackt ist, ein Baum- oder Fischgräten-Ornament, mehrere einander nahezu parallele Linien, die durch zwei oder drei Linien ungefähr senkrecht durchschnitten werden, ein Kreuz, das nicht immer als die Ziffer 10 gedeutet werden kann, ein Zeichen, das als abgekürzte Schreibweise für das ägyptische Wort „unverehert“, „heil“ beglaubigt ist, sowie menschliche Figuren und das Zeichen eines Hauses. Auch in der prähistorischen Sammlung des Staates in München befinden sich aus den Höhlen des fränkischen Jura einige interessante Gewichte mit Zahlzeichen. Das eine Gewicht stammt aus dem Tüchersfelderthale, es besteht aus sehr feinförmigen Sandstein von äußerlich braungrauer Farbe und stellt einen geraden Cylinder von verhältnismäßig geringer Höhe mit dreieckiger Basis dar, das Gewicht beträgt jetzt ungefähr 100 Gramm, den in den Vertiefungen befindlichen erdigen Staub zc. abgerechnet, mag das ursprüngliche Gewicht etwa 98,2—98,5 Gramm betragen haben; das ist genau ein Zehntel der von Lehmann festgestellten babylonischen Gewichtsmine gemeiner Natur, welche schon in der altbabylonischen Epoche (also rückwärts bis über 3000 v. Chr.) in Gebrauch war. Die Aufschrift auf der einen Seite bedeutet nach Lindemann zehn Einheiten von circa 9,85 Gramm, auf der andern Seite $1 p = 1$ Pfund, es müßte danach das Gewicht von einem indogermanischen Volksstamm gebraucht worden sein, wenigstens von einem Volk, bei dem ein mit dem Buchstaben p beginnendes Wort für Gewicht oder Pfund angewandt wurde. In einer andern Höhle bei Weidmannsgees wurde ein ziemlich großer Stein aus schmutzig gelbem Sandstein in Gestalt eines Schubes gefunden. Es ist ein nicht ganz regelmäßiger Cylinder, dessen Basis eine schuhförmige Gestalt hat; die gegenüberliegende Fläche hat ein ähnliches Aussehen. Die Länge dieser Sohlen beträgt 30—33 Centimeter, was ungefähr der Maßeinheit entsprechen würde, die nach Rigorini an den Pfahlbauten der Terramaren den Konstruktionen als Maßeinheit = 1 Fuß zu Grunde gelegt wurden. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn der Stein in seiner ursprünglichen Gestalt ziemlich unverletzt erhalten wäre. Auf der oberen Fläche befindet sich ein Ring eingegraben, rechts daneben die ägyptisch-hieratische Ziffer 10 zwischen zwei fast vertikalen gegenüber etwas geneigten Strichen. Die beiden Striche sind im Aegyptischen nicht bekannt, dagegen bedeuten sie im Pömischen die Multiplikation mit zehn. Die Zeichen bedeuten dann 100 Gewichtseinheiten von ca. 49 Gramm, d. h. das Fünffache der Einheit auf dem kleineren Gewichte in der Sammlung. Auf der andern Fläche ist das hieratische Zeichen für 10 mit dem hieroglyphischen Zeichen für „Rehschur“ angebracht, hängt also mit dem Begriffe einer Maßbestimmung zusammen. —

Musik.

Nicht nur das Freiburger-Publikum der kleinen Konzerte von anfangenden oder vorgeschrittenen Solisten, sondern auch das zahlende Publikum der großen Konzerte, sobald sie nur einmal gesellschaftlich gut angeschrieben sind, ist dankbar, verlässlich dankbar. Es muß eine unbekanntere Komposition schon einmal sehr gut sein, daß der Beifall geringer wird. Im übrigen bricht er mit einer gleichsam astronomischen Regelmäßigkeit augenblicklich nach Beendigung jedes Satzes los, gesteigert um einen im Durchschnitt wahrcheinlich genau gleichbleibenden Betrag, wenn es die Erledigung eines Solisten gilt. Und kommt eine irgendwie spezifisch moderne Komposition, so wird der Beifall ebenso regelmäßig begleitet von einem Zischen. Eines Zischens gegenüber einer mehr epigonischen Komposition erinnere ich mich im Augenblick nicht. Der Beifall aber behält seine erwähnte Gleichmäßigkeit bei, mag kommen, was will, und mag auch so vielerlei dargeboten werden, daß das Hinübergerworfenwerden von einer

Mendelssohnischen Oubertüre zu einer alten italienischen und dann zu einer französischen Operarie, von da zu russischen Operarien, von da zu einem französischen Lied und endlich zu einer Brahms'schen Sinfonie den Hörer um Verstand und Geschmack bringen kann.

So beschaffen war gerade das Programm des 8. Philharmonischen Konzerts, das am Montagabend stattfand, mit dem am Sonntag vorangehenden Probe, die wir hörten. Die Hauptanziehung war ein noch unveröffentlichtes Klavierkonzert mit Orchester in E-moll, von Ernst v. Dohnányi, der den Klavierpart selber spielte. Der Komponist macht in Auftreten, Spiel und Komposition den Eindruck eines im guten Wortsinn kindlichen Menschen, der seine helle Freude daran hat, wenn er recht, recht reiche Klavierpassagen und recht, recht schöne Orchesterstellen bringen und auf dem Klavier recht loslegen kann. Das wesentliche Verdienst des Wertes liegt in der Behandlung des Orchesters. Allerdings geht dieses über das klassische Orchester nur eben durch einige Schlaginstrumente hinaus und benutzt auch noch das Kontrafagott — was verzeichnet sei, weil dieses eigenartig geheimnisvolle Instrument jetzt mit Recht wieder beliebt wird. Die Klangwirkungen, die der Komponist durch verschiedene Gruppierung der Instrumente erzielt, sind geschickt und interessant. Dahinter stehen die motivische Erfindung und die Behandlung des Klaviers weit zurück. War dieses in früheren Klavierkonzerten führend, wenigleich durch Orchesterepisoden unterbrochen, und wurde es später diesem gleichmäßiger eingewebt, so tritt es hier dem Orchester mehr nur kommentierend, variierend u. dergl. zur Seite. Hervorheben möchten wir aus dem Ganzen den hübschen Anfang des langsamen Satzes, ein diätetisches Spiel zwischen Horn und Bratsche, und dann den Schluß des letzten, dritten Satzes. In diesem Satz, der mit netten, aber wenig Gehalt fassenden Themen beginnt, bringen die Bläser manchen Spaß; gegen Ende erhebt sich die Gesamtheit der Instrumente zu einem hohen, wie mit Unterstützung von Orgelklang einherbrausenden Pathos, dem doch manches sozusagen bitter Lachende beigemischt ist. Was aber neben all dem und neben einer frischen Lebendigkeit des Ganzen übrig bleibt, ist, zumal im ersten Satz, von einer durch das Aufgebot vieler Mittel erst recht abstoßenden Gehaltlosigkeit. Weisfall zc. siehe oben.

Die sehr gerühmte Sängerin Camilla Landi sang, wohl damit wir neben ethnographischen Museen auch noch ethnographische Konzerte haben, mehrere fremdsprachige Arien. Besonders interessant war, schon weil vermutlich bisher unbekannt, ein Wiegenlied aus einer zuerst 1892 ausgeführten Oper „Ein Traum auf der Wolga“ des Russen A. St. Arensky (geb. 1861, seit längerem Lehrer am Moskauer Konservatorium, gut angeschrieben besonders durch Kammermusikwerke). Die Sänge in erfreut namentlich durch eine umfangreiche, in allen Lagen sehr volle Stimme von so dunkler Farbe, daß — eine bekannte Erscheinung — die Intonation häufig zu tief zu sein scheint.

Die wohl eigenartigste der Mendelssohnischen Konzertouvertüren, die „Küngelsböhle“, wurde dem Publikum im Programmheft aus der Feder von Wilh. Langhans gut beschrieben und wurde von Nikisch mit extremen Tempoerfreiten dirigiert. Gegenüber dem üblichen Ueberhaften dieses Stüdes sei dem Dirigenten das außerordentlich langsame Zeitmaß, mit dem er den Anfang nahm, nicht zum Vorwurf gemacht. — sz.

Aus der Vorzeit.

Ueber die Steinzeit hielt Dr. Erliger im „Verein der Altertumsfreunde“ zu Köln einen zusammenfassenden Vortrag, in dem er besonders die Merkmale von operativen Eingriffen an Knochen, die aus jener Periode stammen, behandelte. Nach einem Bericht der „Allg. Ztg.“ führte er folgendes an: Ungeöhnlich große Knochen sind schon früher oft gefunden worden; man pflegte sie einem ausgestorbenen Geschlechte von Niesen oder Heroen zuzuschreiben. Im Jahre 1774 entdeckte man in den Höhlen der fränkischen Schweiz unter den Resten von ausgestorbenen Tieren unzweifelhafte Menschenknochen, ebenso im Anfange des folgenden Jahrhunderts in den Kalkhöhlen der Dordogne, wo man unter vielen Stalagmiten und herabgefallenen Felsstrümmern in der unberührten Höhlenlehmschichten außer den Knochen der Höhlenbären, Höhlenlöwen usw. zahlreiche Knochen und Geweihe von Rentieren neben menschlichen Gebeinen, Knochen und zugeschlagenen Feuersteinen fand. Gleichzeitig hatten also mit dieser Tieren auch schon Menschen gelebt, wie man denn auch später Bilder vom Mammut, Rentier, Wildpferd, Seehund aus Knochen eingeritzt oder aus Knochen roh geschnitten fand. Zuschlagene Feuersteine hat man nicht nur in Wirbelsknochen von Menschen, sondern auch in Mammutwirbeln so festhängend gefunden, daß es nicht gelang, sie herauszuziehen. Die gefundenen Steinwerkzeuge sind teils roh behauen, teils feiner bearbeitet und geglättet, ja, zur Aufnahme von Steilen mit einem Loch, an dem einen Ende mit einer hammerartigen Verbreiterung versehen. Im Jahre 1878 zeigte Prunières in Lyon eine Knochenplatte von der Größe eines Fünfmarsstücks, die aus dem Schädelknochen eines Menschen herausgearbeitet war, und schon im nächsten Jahre konnte er in Paris einen Schädel zeigen, an dem sich drei nebeneinanderliegende Öffnungen fanden, aus denen solche Knochenplatten, die er Nondelle nannte, herausgeschnitten waren. Weide Knochen hatte er unter Steintischen (Dolmen) in der Dordogne ge-

funden; sie gehörten offenbar der Steinzeit an. Broca in Paris stellte bald fest, daß einzelne die Eröffnung ihres Schädels noch längere Zeit überlebt hätten, bei andern dagegen die Operation nach dem Tode gemacht war, und bezeichnete erstere als die trepanation chirurgicale, die andre als trepanation posthume. Seitdem sind noch viele hundert solcher in der Steinzeit oder frühesten Bronzezeit reparierter Schädel gefunden worden. Der Vortragende zeigte an den Photographien dreier Mumien Schädel aus den Museen von Buenos Aires und La Plata, daß in dem einen Fall eine Trepanation vorlag, in dem zweiten Fall ein in der Stellung weit vorgeschrittener Schädelbruch, der wohl durch einen Keulen Schlag herbeigeführt war, in dem dritten dagegen ein Knochenstift herausgebrochen war, offenbar zum Zweck der Einbalsamierung. Bei den noch jetzt in der Steinzeit lebenden Naturvölkern scheint diese Operation vorzugsweise bei Leiden gemacht worden zu sein, deren Sitz man im Gehirn vermutete, bei Kopfneuralgien, Schwindel, Krämpfen, Fallsucht, Geisteskrankheiten sowie andererseits bei Brüchen der Schädelknochen, um einzelne ganz oder teilweise aus ihrem Zusammenhang getrennte Knochenstücke zu entfernen. Schädel, bei denen die Operierten während der Operation oder wenige Tage nachher gestorben sind, unterscheiden sich nicht von solchen, bei denen das Herausnehmen eines Knochenstückes erst längere Zeit nach dem Tode gemacht ist, so daß die Vermutung Brocas, man habe die trepanation posthume gemacht, um sich in den Besitz von Knochenresten zu setzen, die dann als Amulette dienen sollten, sich nicht aufrecht erhalten läßt. Finden sich an einem Schädel neben gut verheilten Trepanationsöffnungen solche, die keine Spur von Knochenverheilungen zeigen, so kann wohl angenommen werden, daß, weil durch die erste, ja die zweite Operation das zu Grunde liegende Leiden nicht gehoben, man solche wiederholt hat, bis schließlich der Tod eintrat. Solche Operationen sind offenbar von Menschen zu Zeiten gemacht worden, in denen nur der Gebrauch von Steinwerkzeugen bekannt war, noch kein Metall. Aber nicht bloß an den Schädelknochen finden sich die Merkmale von künstlichen Eingriffen, sondern auch an andern Knochen, und jeder Chirurg würde erfreut sein, einen Röhrenschneidbruch des Schenbeins so gut geheilt zu haben, wie solches bei einzelnen gefundenen Knochen der Vorzeit der Fall ist. Eingeborene von Süd-Australien pflegen wohl gebrochene Knochen, nachdem solche gerade gerichtet, in Honig einzuspäden (Gipsverband). Bei der Würdigung solcher Operationen findet man, daß die Widerstandsfähigkeit gegen Schmerzen und blutige chirurgische Eingriffe je nach der Höher- oder Tieferen Kulturstufe eine sehr verschiedene ist.

Aus dem Tierleben.

— Die Blauschnecke auf den Bribilow-Inseln. Der große Wert des Blauschnecks (Polarischnes), *Vulpes lagopus*, der bekanntlich einen wertvollen Pelz liefert, hat die Errichtung verschiedener „Fuchsfarmen“ oder „Ranchos“ nicht nur auf den Inseln der amerikanischen Nordwestküste und besonders den Aleuten, sondern sogar auf einigen Inseln an der Küste des Staates Maine veranlaßt. Die Aufgabe des „Fuchsfarmers“ ist, in einer Fuchszucht die größtmögliche Anzahl von Fellen zu erlangen, ohne die Nachzucht zu schädigen. Natürliche Verluste, die durch den Hunger hervorgerufen werden, können durch Anlegen von Futter verhindert oder eingeschränkt werden. Eine Hauptaufgabe aber ist es, den von Natur monogamen, d. h. mit nur einem Weibchen lebenden Fuchs zur Polygamie zu veranlassen, so daß mehr Männchen getödtet werden können, ohne daß eine Verminderung der Nachkommenchaft eintritt. Auf den zu den Vereinigten Staaten gehörigen Bribilow-Inseln im Beringsee sind, wie die „Tägliche Rundschau“ berichtet, neuerdings durch James Judge, einen Finanzbeamten auf der Insel St. George, Versuche gemacht worden, dieses Ziel zu erreichen. Die genannte Insel eignet sich durch ihre hügelige, felsige Beschaffenheit und durch die außerordentliche Menge von Vögeln, die dort ihre Brutplätze haben, vorzüglich zum Wohnort der Füchse; nur bringt der Mangel an Nahrung während des Winters vielen den Tod und bewirkt, daß andre im ersten Frühjahr auf Eiskücheln die Insel verlassen. Die Versuche, Männchen einzuführen, sind fehlergeschlagen. Man hat daher zur Fütterung mit Hund- und Leinwandstücken gegriffen, und von Judge sind auch gute Erfolge erzielt worden mit eingefalztem Robbenfleisch, das vor der Fütterung durch Auswaschen größtenteils von seinem Salz befreit wird. Zum Fang der Füchse wurde statt der früheren Fallten, in denen jedes Tier den Tod fand, eine kleine Einfriedigung, ein „Korral“, hergestellt, der an eine große Schlinge anlieh. Die Füchse gingen ohne Zögern in den Korral hinein, so daß fünf bis vierzig zugleich gefangen wurden. Aus dem Korral wurden die Tiere durch eine kleine Thür in der Schenkwand in einen Raum getrieben, wo man sie mit Hilfe einer großen Gabel am Halbe packte und einzeln in einen Raum beförderte. Hier empfing sie eine Anzahl Männer, um sie auf ihr Geschlecht zu prüfen. Die Weibchen ließ man alle frei; von den Männchen wurde die Mehrzahl getödtet, so daß nur je eins auf drei Weibchen übrig blieb. Die freigelassenen Tiere wurden sämtlich durch Abschneiden eines Felzringes am Schwanz gezeichnet. Die Beobachtungen der nächsten Jahre müssen zeigen, ob die Versuche, die Blauschnecke zur Polygamie zu zwingen, erfolgreich gewesen sind. Vorläufig kann aber soviel gesagt werden, daß das Ergebnis der zweiten Fangzeit nicht hinter dem der ersten zurückstand. Durch richtiges Ködern lassen sich

die Füchse aus allen Teilen der Insel in die Nähe des Dorfes Ioden, wo man sie in Masse fangen kann. Es ist daher möglich, ihre Gesamtzahl und ebenso das Verhältnis der Geschlechter bei ihnen festzustellen. Den Blauschnecken scheint die sprichwörtliche Schlantheit des gemeinen Fuchses zu mangeln, denn nicht nur gehen sie, wie gesagt, leicht in die Fährde, sondern sie thun dies auch wiederholt, wie durch Einfangen gezeichneter Tiere bewiesen wurde; einzelne wurden nicht weniger als fünfmal gefangen, und ein paar Füchse kamen innerhalb zehn Minuten zweimal in den Korral. Judge hat auch über die Größe und Beschaffenheit der Füchse gelegentliche Beobachtungen gemacht. Er fand, daß der Pelz mit dem Alter nicht besser wird, wie man gewöhnlich annimmt, sondern daß die ein- und zweijährigen Tiere den besten Pelz haben. Der kleinste Fuchs wog etwas über 8 engl. Pfund (etwa 3 1/2 Kilo), der größte etwas über 14 Pfund (etwa 6 1/2 Kilo). Die größte Zahl der an einem Abend auf der Insel gefangenen Füchse betrug 245, wovon 61 getödtet wurden; im ganzen wurden während der Fangzeit 1898—99 386 Blauschnecke getödtet. Darunter befanden sich 18 weiße Füchse, die stets, auch wenn es Weibchen sind, getödtet werden, da ihre Fortpflanzung wegen des geringen Wertes des weißen Pelzes nicht erwünscht ist.

Humoristisches.

— Gemütvoll. Und wie geht es dem Baron, Ihrem Gemahl? — „Ganz gut, — — — nur wieder 'n kleiner Schlaganfall.“ —
 — Sentimentales. Dame: „Sie haben sich aber doch einen schauerhaften Verzug erwählt. Wenn Sie so vor dem unschuldigen Tiere stehen mit aufgehobenem Mordbeil, zieht da niemals ein mitleidiger Gedanke durch Ihre Seele?“
 Schlächter: „Dös glaab i! Da denk i ma oft: Herrschaft, bin i froh, daß i der Dohs net bin!“ — („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Im Theater des Westens findet demnächst die Erstaufführung der Märchenoper „Aschenbrödel“ von Heinrich Schulz-Deuthen statt. —
 — Im Münchener Hoftheater wurde ein neues Ballet aufgeführt, dessen Text Heinrich Heine geschrieben hat; d. h. der Komponist, der Weimarer Generalmusikdirektor Eduard Lassen hat das im Nachtrag zu den „Göttern im Exil“ hinterlassene Ballet „Die Göttin Diana“ benutzt, „natürlich“ — wie kömmt es in einem Hoftheater anders fein! — „mit Weglassung aller Heineschen Bosheiten!“ Die Musik ist nach dem Bericht der „Voss. Zig.“ nicht eben bedeutend, aber gefällig und teilweise originell und charakteristisch. Die Aufführung war gut und erfolgreich. —
 — Fräulein von Schoenerer will nach einer Meldung des „V. V. C.“ die Direktion des Wiednertheaters in Wien übernehmen. Angelo Reumann und Eugen Bruckl werden genannt als für die Verpachtung in Frage kommend. —
 — Die Steigerung der Theaterinnahmen in Paris drückt sich in folgenden, von der „Voss. Zeitung“ mitgeteilten Zahlen aus: 1890 betragen sie 23 913 400 Fr., 1891: 23 299 700, 1892: 22 333 000; 1893 wurden die untergeordneten Bühnen, Tengel-tangel zc. zugezählt, die Einnahmen betragen nun 23 132 000, 1894: 29 267 500, 1896: 30 071 000, 1898: 31 141 000, 1899: 33 160 000 Fr. Besonders in den letzten Jahren war die Steigerung dank einiger Jungstüde der großen Theater (Cyrano de Bergerac, Die Dame von Maxim) sehr bedeutend. —
 — „Tristan und Isolde“ wurde zum erstenmal in russischer Sprache an der Petersburger Hofoper gegeben. —
 — In Russland giebt es jetzt 472 Mädchenschulen und Progymnasien. —
 — Zwei Funde aus der Römerzeit sind auf dem Felde bei Köngen im württembergischen Oberamt Eßlingen gemacht worden, die von ganz ungewöhnlicher Wichtigkeit sind, da sie die Richtung der römischen Donaustraße, über die die Limesforscher verschiedener Meinung sind, endlich erkennen lassen und durch die Entfernungsbezeichnungen und die danach sofort vorgenommenen Messungen Aufschluß über die Lage verschiedener römischer Niederlassungen geben. Die beiden Funde wurden von zwei auf dem Acker nach Steinen grabenden Bauern gemacht. Der eine Fund ist eine etwas über einen Meter hohe Säule, der andre eine Art Votivtafel, beide mit Inschriften. —
 — Das dänische Kulturmuseum in Kopenhagen hat zwei schwedische Bauernhöfe mit allen ihren Gebäuden angekauft und läßt sie jetzt in Stücken nach Dänemark hinüberschaffen. Beide Höfe sind mehrere Jahrhunderte alt. Die Bauernhöfe sollen in der Nähe von Lyngby nördlich von Kopenhagen in geeigneterm Abstand neben einander aufgestellt und dann von einer Gartenanlage umgeben werden. —
 — In Nordamerika gehören, wie der „Praktische Wegweiser“ mitteilt, Erdbeersfelder von 25 bis 30 Hektar keineswegs zu den Seltenheiten. Besonders sind es die Staaten New Jersey, Delaware, Maryland und Süd-Carolina, die in Bezug auf Erdbeerkultur obenan stehen. Bei Anlage der Pflanzung macht man Furchen, die mit Dünger und sodann mit guter Erde gefüllt werden. Darauf werden die Erdbeeren in einem Abstand von 50 Centimeter gepflanzt. —